
Adolf Stoecker

der Prophet des Dritten Reiches

Von Paul Le Seür

Schriften von Pastor D. Paul Le Seur

Jesus

Drei Reden vom Heiland. 104 Seiten mit 2 Bildbeilagen. 6.—8. Tausend.

Ganzleinen 2,50 RM., steif broschiert 1,60 RM.

Funken

Worte an junge Menschen. Durchgesehene und vermehrte Ausgabe. 16.—18. Tausend. 134 Seiten. In Ganzleinen 3,— RM., kart. 2,25 RM.

Frische, kurze, oft an Vorkommnisse des Lebens anknüpfende Betrachtungen, die alle das eine Ziel verfolgen, Jesus den jungen Menschen groß zu machen, aber auch denen, die sich nach ihm nennen, die Verantwortung zu zeigen, daß Jesus aus ihnen herausleuchten müsse. Als Geschenk an junge Männer sehr zu empfehlen.

Schriften zum Evang. Aufbau

- | | |
|---|--|
| 1. Die Bibel heute | 7./8. Der Angriff Jesu auf die verdorbene Religion. Einführung in die Bergpredigt. |
| 2. Wir dürfen mit Gott sprechen | 9. Ein vergessenes Gnadenmittel |
| 3. Heldische Lebensgestaltung und die christliche Botschaft | 10. Vom Lebensgeheimnis der Christen |
| 4. Das Ziel der Weltgeschichte und unsere bürgerliche Pflicht | 11. Was für ein Mensch war der Apostel Paulus? |
| 5. Stärker als das Leid | 12. Vom Jücherelebnis zum Erleben Gottes |
| 6. Sieger über den Tod. Neubearbeitung der Schrift: „Und nach dem Sterben?“ | |

Die bis zum Herbst weiter erscheinenden Hefte:

Warum glauben wir an Christus? / Die verkannte Christenliebe. / Die furchtbare Gefahr der Frömmigkeit. / Knechtschaft oder Freiheit. / Heilsgewißheit. / Das Heilige Abendmahl.

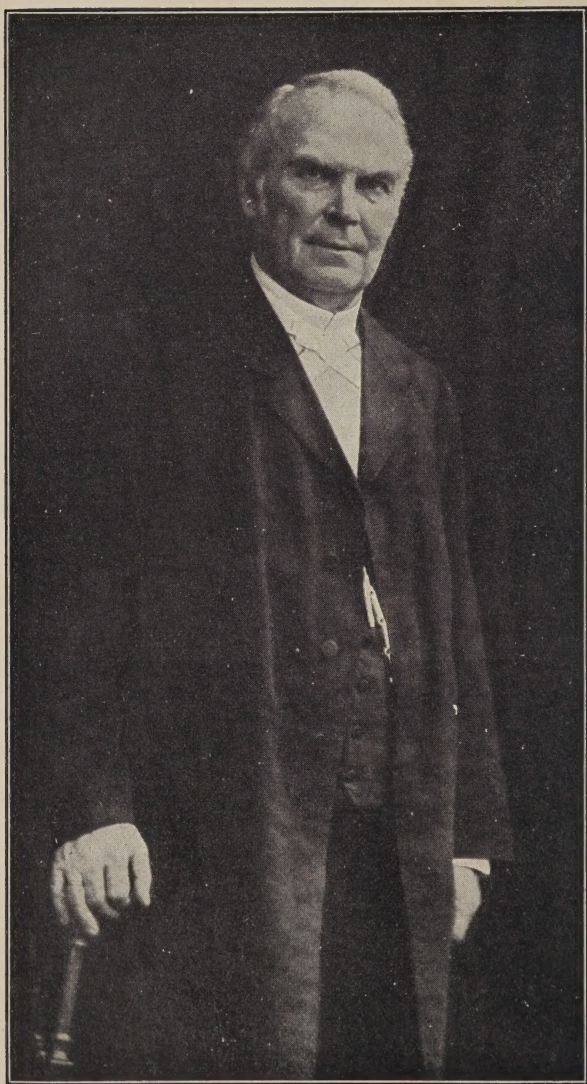
Jedes Heft 24 Seiten Umfang, mit Umschlag 25 Pf.

Heft 7/8 als Doppelheft kostet 50 Pf.

Herrscher, herrsche!

Rufe und Skizzen. 17.—19. Tausend. 192 Seiten. Steif broschiert. Herabgesetzter Preis. Statt 2,70 RM. nur 0,80 RM.

Hochweg-Verlag, Berlin SW 61, Johanniterstraße 5



Adolf Stoecker

der Prophet des Dritten Reiches

Erinnerungen von Paul Le Gaur

8. Tausend



Hochweg-Verlag / Berlin

[Rare]

BK

8080

5738

L48

1936

Gedruckt im Juli 1936 von der Druckerei der Vaterländischen
Verlags- und Kunstanstalt G. m. b. H. in Berlin

Printed in Germany

Zur vierten Auflage

Am 11. Dezember 1935 war der hundertste Geburtstag D. Stoeckers. Weithin hat man des großen Mannes und seines Werkes in dankbarer Verehrung gedacht. Aber wir wollen nicht des Propheten Grab schmücken, sondern ihm folgen in der Treue zu unserem Herrn und zu unserem deutschen Volk! —

Wolle Gott es uns, die wir heute leben und dienen, schenken, daß wir, tapfer und glaubensstark wie Adolf Stoecker, in Seinem Gehorsam treu erfunden werden! —

Potsdam, im Juni 1936.
Augustasträße 35

D. Paul Le Gaur

✓
Das Leben und Denken im Vorkriegsdeutschland war durch die große, schwere Geschichte unseres Volkes vielfach allzu stark gebunden, so daß, zumal in den Kreisen der „Patrioten“ — der Name ist kennzeichnend — der kühne, die Zukunft gestaltende Wille weithin zu kurz kam. Nie war mir das stärker ins Bewußtsein getreten als bei einem Besuch in den Vereinigten Staaten 1913. Das im Vergleich mit uns geschichtsarme Volk dort drüben schien mir damals mit sprühender Tatkraft und der „Begeisterung der Unerfahrenheit“ dem Morgen entgegenzustürmen, wo wir gar so leicht am Gestern haften.

Nach dem furchtbaren Zusammenbruch 1918 wurde es in Deutschland anders. Zumal der Jugend erschien weithin alles mehr oder weniger verdächtig, was vorher gewesen war. Man meinte schier, dieser, ausgerechnet dieser furchtbare Einschnitt bedeute den Beginn der Vernunft in der Weltgeschichte! Andere litten grenzenlos unter dem Zusammenbruch des Alten, aber sie huben mit heißem Herzen an, ein Neues zu suchen. Dabei war manchem der Blick für die hohen Werte der Geschichte getrübt. Soweit die Geschichte nur Vergangenheit ist, mag sie ruhig den Fachgelehrten überlassen werden. Aber auf das sollen wir achten, was von den alten Tagen her tief in das Heute hineinwirkt, das Morgen gestaltend. So wenig wir uns bluthaft von den Wurzeln lösen können, aus denen wir gewachsen sind, ebensowenig dürfen wir gering achten, was in den Besten unseres Volkes vor uns lebendig war. Wir könnten damit bedeutendste Werte verlieren, das Erbe einer zweitausendjährigen Geschichte, und das Werden gesunder

Volksgemeinschaft unmöglich machen. Denn Volksgemeinschaft ist aus geheimnisvollen Tiefen aufsteigender Organismus, organisch wachsendes Leben. Wenn wir uns aber von unseren Wurzeln trennen, wird alles ein mechanisch zusammengewürfelter, durch kalte Zweckmäßigkeit je nachdem geeinter oder auch zertrennter, vergesellschafteter Haufe — und schließlich das Chaos.

Seit mehr als drei Jahren hat die nationalsozialistische Revolution im Deutschen Volk ein Neues machtvoll gestaltet. Erstaunlichstes ist Tat geworden. Die Gleichschaltung der Länder, die Beseitigung der Parteien, die Durchglühung weitester Kreise, zumal der Jugend, mit leidenschaftlichem völkischen Willen nach der Zeit tiefster Entwürdigung, die neue Wehrhaftigkeit im ganzen Reichsgebiet, das sind Taten, die jeden, der sein deutsches Volk liebt und um seine Erniedrigung gelitten hat, mit tiefem Dank erfüllen müssen zu dem lebendigen Gott und auch zu dem Manne, den Er solch hohen Tuns gewürdigt hat, dem Führer und Reichskanzler Adolf Hitler.

Hat es Sinn, in so gegenwartsstarker, zukunftssträchtiger Zeit den Blick nochmals auf jenen Mann zu richten, von dem diese Blätter schlicht erzählen? Ich halte dafür, daß ein Hinweis auf Adolf Stöcker niemals zeitgemäßer war als heute. Nicht nur, weil am 11. Dezember 1935 hundert Jahre vergangen waren, seit er geboren ist, vielmehr, weil von seinem Leben allerstärkste Verbindungslinien in die Gegenwart hineingehen. Ein bekannter Führer der N.S.D.A.P. hat einmal Stöcker den Vorläufer Hitlers genannt. Darin liegt tiefe Wahrheit. Dieser Vorläufer aber des Dritten Reichs hat diesem Volke noch immer Wesentliches zu sagen, und ebenso der

✓
Deutschen Evangelischen Kirche, deren Geburtswehen eben die Herzen bewegen. Als alter Schüler und Mitarbeiter Stoeckers, als der Mann, dem einst der Scheidende seine Kanzel in der Berliner Stadtmissionskirche anvertraut hat, empfinde ich es als ernste Pflicht, gerade unserer Zeit etwas von dem weiter zu reichen, was ich durch ihn empfangen habe, wenn auch in großer Kürze.

Uns, die ihm nahegestanden haben, mutet es freilich seltsam genug an, diesen Mann zu den Zeugen der vergangenen Tage zu rechnen. Hat nicht eben noch die Zeit leidenschaftlich in seinem Herzen geglüht? Aber immer wieder zeigt es sich, daß der damals von so vielen geliebte und von so vielen gehaßte Mann, der so stark im Brennpunkt des öffentlichen Lebens gestanden hat, weithin vergessen ist. Darum müssen wir von ihm reden, die wir ihm einst nahegestanden haben. Unsere Zahl wird ja immer kleiner.

* * *

Adolf Stoecker ist am 11. Dezember 1835 in Halberstadt als Sohn eines Kürassierwachtmeisters geboren. Er ist also in schlichten, kleinbürgerlichen Verhältnissen herangewachsen. Das Gymnasium und der Verkehr in einigen Familien reicher Bildung öffneten dem hochbegabten Jungen den Zugang zu den Schätzen unserer Kultur, und die innige Berührung mit Kreisen, in denen wahrhaft christliches Leben wirksam war, vermittelte seiner offenen jungen Seele das, was so viel mehr ist als alles menschliche Geistesleben. Der Abiturient entschloß sich aus innerstem Drange zum Studium der Theologie. Danach war er als Hauslehrer in adeligen Familien tätig — drei besonders reiche

Jahre in Rurland. Eine längere Reise nach Italien vom dem ersparten Gelde war der schöne Abschluß seiner Jugend. Als junger Pfarrer betreute er zunächst eine kleine Landgemeinde, Seggerde in der Provinz Sachsen, danach ein arbeits- und kampfreiches Amt in Hamersleben. Im Jahre 1871 zog er mit seiner jungen Frau nach dem eben gewonnenen — nun wieder verlorenen — Meß als Garnisonpfarrer. Nach reicher Aufbautätigkeit dort rief ihn der alte Kaiser als vierten Hof- und Domprediger nach Berlin. Am 18. Oktober 1874 hat der fast Neununddreißigjährige dieses Amt angetreten, das ihm die Tür zu seiner eigentlichen Lebensarbeit werden sollte. Fügen wir gleich noch einige Daten hinzu: Am 9. März 1877 schuf er aus zwei schon bestehenden kleineren Werken die Berliner Stadtmission, deren bedeutender Leiter er bis zu seiner letzten Krankheit geblieben ist. Am 3. Januar 1878 fand jene berühmte Versammlung im „Eiskeller“ statt, von der die Berliner Bewegung und die Christlich-soziale Partei ausgegangen sind. Als Landtags- und Reichstagsabgeordneter, als Gründer des Evangelisch-Sozialen Kongresses und, später, der Kirchlich-Sozialen Konferenz, als führendes Mitglied der Generalsynode, als Herausgeber einer Kirchenzeitung usw. hat er überaus stark in das öffentliche Leben hineingewirkt. Am 31. Dezember 1890 hat er sein Hofpredigeramt niedergelegt, in demselben Jahre, in dem sein gewaltiger Gegner, Fürst Bismarck, und sein bedeutender Freund, Generalfeldmarschall Graf Waldersee, ebenfalls in die Wüste geschickt worden sind. Aber sein Predigtamt hat der Hofprediger a. D. — „aller Deutschen“ legten seine Anhänger diese zwei Buchstaben aus — beibehalten, nicht nur auf der Kanzel der

für ihn von seinen Freunden erbauten Stadtmissonskirche, sondern in ungezählten Versammlungen weithin in deutschen Landen und auch im Ausland. Am 7. Februar 1909 ist er in großem Frieden heimgegangen.

* * *

Als Stoecker am 18. Oktober 1874 sein Amt als Hofprediger in der jungen Reichshauptstadt antrat, fand er dort erschütternd ernste Verhältnisse vor. Eben — am 1. Oktober — war das Zivilstandsgesetz eingeführt worden, d. h. die kirchliche Taufe und Trauung waren nicht mehr Pflicht, die amtliche Beurkundung übernahm an Stelle des Pfarrers das Standesamt. Stoecker, der schon damals ein Gegner des Staatskirchentums war, erkannte durchaus die guten Seiten dieses Gesetzes, aber scharf sah er den Fehler seiner überstürzten Durchführung. Mit einem Schlage zeigte sich der ganze Umfang des Abfalls von der evangelischen Kirche, so bald nach jener großen „Wendung durch Gottes Führung“! In jenem letzten Vierteljahr 1874 blieben mehr als 80 Prozent aller Ehen in Berlin ungetraut, mehr als 40 Prozent der neugeborenen Kinder ungetauft, und die Presse des sogenannten „Fortschritts“ jubelte über „das neue Heidentum“. Es war damals die böse Zeit des unglücklichen Kulturkampfes, in dem Bismarck im Kampfe gegen die katholische Kirche auch die antichristlichen Mächte im Volksleben geweckt und gestärkt hatte, unter weitgehender Mißachtung der Belange der evangelischen Kirche. Die Presse war, soweit sie dem Liberalismus, dem „Fortschritt“ und der mächtig aufsteigenden Sozialdemokratie diente, zu allermeist in jüdischen Händen.

Der Schwindel der Gründerjahre hatte dem frühesten wirtschaftlichen Kassenjammer Platz gemacht, und in der handarbeitenden Bevölkerung war bitterstes Elend zu Hause.

Stoecker hatte auf seinen seelsorgerlichen Gängen die äußere und innere Not des Volks immer tiefer kennen gelernt, aber er hatte dabei auch erfahren, daß der einzelne, herausgenommen aus der Masse, gutem Worte durchaus zugänglich war. Seit er die Berliner Stadtmission leitete, vertieften sich diese Eindrücke durch die Erfahrungen der Stadtmissionare immer stärker und schmerzlicher.

Adolf Stoecker war in konservativen, durch und durch monarchisch gesinnten Kreisen aufgewachsen, und was dem Kinde ins Herz gepflanzt war, hatte sich reich entfaltet — durch die große Erhebung während des siegreichen Krieges 1870/71, nicht zuletzt durch die Mezer Jahre. Sein Herz war voller Verehrung für den ehrwürdigen Kaiser, und in seiner Seele glühte die alte deutsche Mannentreue zum angestammten Herrscherhaus. Aber nun sah er, daß sich in dem jungen Reiche eine Arbeiterbewegung erhob, die allem Bestehenden, der Monarchie an der Spitze, gewaltsamen Umsturz kündete und zugleich von wildestem Haß gegen Kirche und Christentum erfüllt war. Denn die Monarchie und die Kirche sah sie als die stärksten Stützen des Bestehenden an. Damals hatte der sozialdemokratische Abgeordnete Most Worte wie diese in die Öffentlichkeit geschleudert: „Lest nur die Bibel — vorausgesetzt, daß ihr den Efel überwindet, der euch ergreifen muß, wenn ihr dies infamste aller Schandbücher aufschlägt — und ihr könnt bald merken, daß der Gott, den man euch da aufschwätzt, ein millionenköpfiger, feuerspeiender, racheschnaubender, wüster Drache ist!“

✓
Bekannt ist das programmatifche Wort Bebel's: „Wir erstreben auf politischem Gebiete die Republik, auf dem ökonomischen den Sozialismus und auf dem, was man heute das religiöse Gebiet nennt, den Atheismus.“

Stoedcker hatte sich mit der sozialen Frage eingehend beschäftigt. In der „Neuen Evangelischen Kirchenzeitung“ hatte er regelmäßig darüber geschrieben. Wichern und Huber sind ihm vertraut gewesen. Rudolf Todts Buch „Der radikale deutsche Sozialismus und die christliche Gesellschaft“ war eine Antwort auf eine von Stoedcker in der „Neuen Evangelischen Kirchenzeitung“ gestellte Frage. Also die Sache, um die es hier ging, war ihm nicht fremd. Stoedcker war freilich kein Theoretiker, sondern durchaus ein Mann der Tat. Er war so tiefen Erlebens fähig, daß alles, was in sein Innerstes drang, ihn unmittelbar zum Handeln zwang. Er hat es nie begriffen, daß Staat und Kirche der aufwachsenden Arbeiterbewegung in den ersten fünfzehn Jahren, von 1863 bis 1878, dem Jahre der beiden Attentate auf den greisen Kaiser, nichts irgendwie Nennenswertes entgegengestellt haben, ob positiv, ob negativ. Was der Staat nach seiner Ansicht hätte tun sollen, spricht Stoedcker einmal später so aus: „Es ist im Grunde das Unglück der Arbeiterbewegung in Deutschland, daß es an Organisation der Berufe gefehlt hat. Bei dem Uebergang aus dem Handwerkszeitalter in das Industriezeitalter hat man jeden Gedanken, daß man die arbeitenden Massen sammeln und gruppieren müsse, daß man einen richtigen Korpsgeist schaffen müsse, gänzlich beiseitegelassen.“ Ihm schwebte eine berufss-

ständische Gliederung des Volkes vor oder, wie es Bismarck in der Kaiserlichen Botschaft von 1881 ausdrückt — die nach Adolf Wagners Urteil zum Teil auf Stoeckers Gedanken ruht — ein korporativer Aufbau auf der Grundlage des christlichen Volkslebens.

Auch das sah Stoecker klar, daß die Sozialdemokratie nicht von ungefähr entstanden war. Er nennt sie einmal „das Produkt der Sünden und Fehler unserer Gesellschaft“. So schroff er den Klassenkampf im Sinne des Marxismus ablehnt, so deutlich sieht er doch die Notwendigkeit einer Bewegung, die dem Arbeiterstande sein volles Recht im Volksganzen erkämpfen und sichern muß. „Was ich will,“ sagt er einmal, „das ist das Anerkenntnis, daß der vierte Stand am Ende unseres Jahrhunderts in die Weltgeschichte, in die politische Bewegung eingetreten ist, wie vor hundert Jahren der dritte Stand.“

Sein christliches Gewissen konnte das Elend nicht länger ertragen. Weil kein anderer ging, tat er es. „Mich trieb,“ so sagt er selbst, „die Angst um mein Volk in die christlich-soziale Bewegung hinein. Ich sah in der sozialen Frage einen Abgrund, der vor dem deutschen Leben klaffte. Ich bin hineingesprungen, zuerst ohne die Tiefe zu ermessen, weil ich nicht anders konnte!“

In jener stürmischen Eiskellerversammlung am 3. Januar 1878 hat Stoeckers gewaltiger öffentlicher Kampf begonnen. Das Ziel, um das es bei ihm ging, war klar und groß. Er hat dort im Eiskeller seine Rede mit den Worten geschlossen: „Ich meine es treu, ehrlich

und gut mit dem Arbeiterstande, so wahr mir Gott helfe!" Und damit hat er sein Herz aufgedeckt. Die Ziele die sich Stoeckers Christlich-Soziale Partei steckte, waren u. a.: volles Koalitionsrecht, ein neues Vereins- und Versammlungsrecht, Arbeitskammern, Recht der Berufsvereine, Arbeiterschutz, Verbot der Sonntagsarbeit, progressive Einkommen- und Erbschaftssteuer, Börsen- und Luxussteuer, Regelung des Lehrlingswesens, Witwen-, Waisen-, Invaliden- und Altersversorgungs-Rentenklassen usw. Diese Forderungen waren aus seinem christlichen Gewissen geboren und durch seine volkswirtschaftliche Einsicht geformt. Sein gelehrter Berater war jahrelang kein Geringerer als der bedeutende Nationalökonom Professor Dr. Adolf Wagner.

Vor allem hatte Stoecker die Unzulänglichkeit und Verkehrtheit eines nur individualistischen Christentums erkannt. So ruft er einmal den Pietisten zu: „Ihr predigt: Gott liebt dich, Er liebt die Seele! Gewiß, aber Gott will nicht nur einzelne haben, sondern Völker!“ — „Das Christentum“ — so sagt er ein andermal —, „indem es die Persönlichkeit wie die Gesellschaft göttlichen Ordnungen unterwirft, welche das Wohl des einzelnen und der Gesamtheit verbürgen, ist die Einheit des Individualismus und des Sozialismus, der einzige Retter in dem Sturm der Zeit.“ Oder: „Die Religion gehört ins Kämmerlein, gewiß, aber sie gehört auch in die Kammer, in die Erste und die Zweite Kammer.“ Weiter: „Sozialismus ist nicht Sozialdemokratie, ist nicht dasselbe

wie Umsturz und Unglaube. Es gibt einen Sozialismus, der durch und durch patriotisch und christgläubig sein kann. Man könnte, wenn man nur wollte, viel mehr glückliche Menschen auf Erden haben, wenn mehr Leute ihre Pflicht täten und ihre Nächsten lieb hätten. Und gerade das Christentum hat alle Gedanken, um die Politik gerecht und das soziale Leben richtig zu gestalten.“ An anderer Stelle: „Der falsche Sozialismus tötet, der wahre Sozialismus macht lebendig.“ Und endlich: „Auf der ganzen Linie der Sozialreform muß man vorwärtsgehen, solange Notstände da sind... Wie soll man die sozialdemokratische Gefahr bekämpfen? Da sage ich, und zwar nicht bloß als Prediger: Die lebendige Macht des Christentums muß vor allem im öffentlichen Leben geltend gemacht werden, wenn wir die sozialdemokratischen Massen mit einem besseren Geiste erfüllen wollen. Das ist der Gedanke, der uns ins öffentliche Leben getrieben hat, nicht aber die Absicht, durch soziale Vor Spiegelungen die Leute für die Religion zurückzugewinnen.“ —

* * *

Es ist ein weites Ackerfeld, das Stoecker im Laufe der Jahre bearbeitet hat. Ob es um die Sonntagsarbeit der Postbeamten ging oder um das Recht einer verständigen Frauenbewegung oder um den Streik der Bergarbeiter,

oder wo immer Not war, Stoecker trat mit seinem tapferen Worte in die Bresche. Mir scheint's ein freundliches Licht auf den Charakter des greisen Kämpfers zu werfen, daß die letzte Reichstagsrede, zu der sich der kranke, alte Mann gerüstet hatte, dem Schutze der Vögel gelten sollte: er wollte dem Unfug des „Dohnenstiegs“ entgegentreten, dieser grausamen Art des Krammetsvogel-Jangs. —

Sein politisches Handeln wurde aus letzter Innerlichkeit geboren. Als ich ihn einmal fragte, was ihn in die Politik getrieben habe, gab er mir die Antwort: „Die Seelsorge!“ Er zeigte es an dem Beispiele eines Handlungsgehilfen, der für seine Seele die Teilnahme am Gottesdienste der Gemeinde und die Stille des Sonntags brauchte, damals aber infolge der erzwungenen Sonntagsarbeit nicht finden konnte. Er könne ihm in seiner Seelennot doch nur so helfen, daß er allen Handlungsgehilfen Deutschlands das gesetzliche Recht der Sonntagsruhe erkämpfe. — — —

Es waren durchaus positive, aus dem Evangelium geschöpfte Gedanken, die Stoecker bewegt haben. Nicht daß er, wie es Todt noch versucht hatte, aus der Bibel eine volkswirtschaftliche Gesetzgebung herleiten wollte. Das hat er klar abgelehnt. Aber das Evangelium bot ihm die seelsorgerlichen Maßstäbe zur Beurteilung von politischen und wirtschaftlichen Systemen. Da konnte freilich der Mamonismus ebensowenig bestehen wie der Marxismus. Und das Evangelium hatte er als den Quellgrund aller heilenden, aufbauenden Kräfte, als den gewaltigen Wecker und Bildner wahrhaft sozialer Gesinnung, erkannt.

Auch das war ihm von hier aus klar, daß nicht im Auflösen, sondern im Erfüllen zu neuem, organischen Werden

die Rettung liegt. Finsternis kann nur durch Licht überwunden werden. So sagt er einmal: „Der ganze Mensch kann nur gewonnen werden durch eine ganze Weltanschauung, die der seinen gegenübertrifft.“ Und in derselben Rede sagt er von der Sozialdemokratie: „Dieselbe ist ja nicht bloß eine einzelne Forderung, sie ist eine universelle Krisis des ganzen Geisteslebens, eine neue, mit dem Atheismus verbundene Weltanschauung, eine kolossale Leidenschaft, welche die ganzen Menschen, ihren Verstand, ihren Willen, ihr Fühlen und Denken erfüllt. Wie kann man glauben, mit einzelnen Gesetzen einer solchen Macht entgegenzutreten? Sie ist außerdem eine internationale Erscheinung, zu deren Bekämpfung nationale Mittel überhaupt nicht ausreichen. Aber wenn der internationalen Macht des Hasses, des Umsturzes, des Gehenlassens die internationale Macht der Fürsorge, der Liebe entgegengestellt wird, dann wird die Internationale einen Gegner finden, der stärker ist als sie selbst.“

Mit sprühender Latkraft ging Stoecker ans Werk. In ungezählten Volksversammlungen, in Wahlagitationen, später im Landtag und im Reichstag — zunächst im Rahmen der Konservativen Partei — führte der eine Mann den Kampf vorwärts — unerschrocken, wohl oft auch unbesonnen, voll tiefer Leidenschaftlichkeit, aber immer rein in seinem Wollen. — — —

Auf diesem heldenhaften Ringen lag von Anfang an

herbe Tragik. Stoecker wagte den Kampf für die Arbeiter und mußte dazu in schroffsten Gegensatz wider die Arbeiterbewegung treten! Die beiden ersten der „Allgemeinen Grundsätze“ im Programm der Christlich-Sozialen Partei lauteten: „Die Christlich-Soziale Arbeiterpartei steht auf dem Boden des christlichen Glaubens und der Liebe zu König und Vaterland; sie verwirft die gegenwärtige Sozialdemokratie als unpraktisch, unchristlich und unpatriotisch.“

Diese Kriegserklärung war folgenscher. Stoecker war einem mächtigen Feinde entgegengetreten. Der Kampf hat Jahrzehnte gewährt, und dem Kämpfer war es nicht vergönnt, den Sieg zu schauen. —

Dieses Ringen wurde um so schwieriger, ja geradezu ungeheuerlich, als sich aus der ersten unmittelbar eine zweite Kriegserklärung ergab, die wahrlich auch keinem geringen Gegner galt. Hatte Stoecker seine konservative, königstreue Gesinnung in ihrer für ihn unlöslichen Verbindung mit seiner Frömmigkeit zum Kampf gegen die republikanische und christentumsfeindliche Sozialdemokratie — den „Umsturz“ nannte er sie — getrieben, so zwang ihn alsbald sein christliches und darum soziales Gewissen zum Kampf gegen den Liberalismus und den sogenannten „Fortschritt“. Diese Kreise waren ja die Träger des durchaus antisozialen Manchesterturns, jener Wirtschaftsauffassung, die durch das „freie Spiel der Kräfte“ wohl den außerordentlichen Aufschwung der Industrie und des Handels heraufgeführt, aber auch alle Mächte der Ibsucht geweckt hatte, wildeste Profitgier, hemmungslosen Mammonsgeist, auf Kosten der Verletzten,

immer mehr zu „Proletariern“ werdenden Massen. Weil Stoecker das erkannte, zog er auch gegen diese an Geld und Einfluß mächtigen Kreise das Schwert. Ein paar seiner Aeußerungen dazu seien wiedergegeben: „Die . . . Not ist, daß das wilde Spiel der Kräfte eine furchtbare Begier in dem einzelnen erzeugt, ein Nimmersattsein in dem irdischen Besitz und Genuß, daß der Mammonsgeist die Herzen kalt und gleichgültig macht gegen die Not. Nur der christliche Geist kann das ändern.“ Ein andermal: „So gut die Könige sich dem konstitutionellen Regiment beugten, müssen auch die Unternehmer die Arbeitnehmerschaft als gleichberechtigte wirtschaftliche Faktoren anerkennen.“ Oder er ruft aus, daß die Plutokratie*) schlimmer sei als die Sozialdemokratie. „Das Kapital“, so sagt er einmal, „ist für die Arbeit da, nicht die Arbeit für das Kapital; der Mensch ist nicht für die Industrie, sondern die Industrie ist für den Menschen.“ Ja, dem Bürgertum ruft er das herbe Wort zu: „Die Trägheit und Indolenz der bürgerlichen Kreise halte ich für gefährlicher als die wüsten Ideen der Sozialdemokratie.“

* * *

Bald erkannte Stoecker, daß hinter diesen beiden mächtigen Heeren ein noch gefährlicherer Feind stand, den es anzugreifen galt, wenn die christlich-sozialen Ziele durch-

*) Herrschaft des Geldes.

geführt werden sollten: das Judentum. Unter dem Ministerium Hardenberg hatte 1812 die Emanzipation der Juden begonnen, in der Revolution 1848 war sie ein Stück weiter gekommen und im Jahre 1869 waren die letzten Schranken — abgesehen vom Offiziersstand, den Regierungsämtern und der Staatsanwaltschaft — gefallen — eine Frucht liberalen Denkens. Das Judentum war in Deutschland der Zahl nach klein, aber es hatte, zumal in den Großstädten und vor allem in Berlin, durch seine Geldmacht unverhältnismäßig starken Einfluß in der Wirtschaft, in der Bildung der öffentlichen Meinung durch die Presse und in der Politik an sich gerissen. An der Börse und — im klassenkämpferischen Proletariat gaben die Juden den Ausschlag. Man mag zunächst über diese Doppelseitigkeit verwundert sein. Aber es ist leicht zu verstehen, warum auch die Sozialdemokratie unter jüdischen Einfluß geraten ist. Im entwurzelten Proletariat und in einem nicht nur aus seinem Lande, sondern auch weithin aus seiner Religion entwurzelten Judentum lebt ein verwandtes ressentiment, d. h. ein aufgespeicherter Groll gegen die herrschenden Schichten — zu Recht oder zu Unrecht.

Dieses glaubenslose Judentum tat nun sein allerschlimmstes Werk: es riß dem um sein Recht ringenden deutschen Arbeiter den Gottesglauben aus dem Herzen, und erst dadurch wurde er wirklich entwurzelt. Wenn man Stöckers Reden zur Judenfrage liest, packt einen noch heute der Zorn über die unflätigen Beschimpfungen, die sich die jüdische Presse gegen alles, was dem Christen heilig und dem Deutschen hehr ist, damals herausgenommen hat — und nicht nur damals . . .

In seiner berühmten Rede vom 19. September 1879

hatte Stoecker den Juden zugerufen: „Ein klein wenig bescheidener! Ein klein wenig toleranter! Etwas mehr Gleichheit!“ Von dieser Stunde an wurde er von der jüdischen Presse maßlos begeistert. Aber er führte den Kampf mit unerschrockenem Mute weiter. „Eben das ist ihr Verhängnis, daß sie, an Christos gescheitert, ihren göttlichen Kurs verloren, ihre hohe Mission preisgegeben haben und nach dem schneidenden Entweder — Oder des Herrn Jesu: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon“ — dem Gözen des Goldes nachlaufen, weil sie die Wege Gottes versäumt haben.“ — An anderer Stelle: „Der Jammer um mein Volk, das dabei sittlich und religiös zugrunde geht, treibt mich, diese Bosheit in die Öffentlichkeit zu ziehen und den Kampf gegen dieselbe aufzunehmen.“ — Oder: „Zunächst war es der Kampf gegen eine vollkommen versumpfte, unmoralische, unreligiöse, unbeschreiblich schlechte und freche Presse. Dieser Kampf und die Sorge um die Seele meines Volkes hat mich in die antisemitische Bewegung hineingekrieben.“ Mommsen, der große Geschichtsforscher, hat das moderne Judentum das „Ferment der Dekomposition“, d. h. den zersetzenden Gärungstoff genannt. Das hatte Stoecker erkannt, und darum wußte er sich zu diesem schweren Kampf verpflichtet.

Die Forderungen Stoeckers lauteten so: organische Gesetzgebung; Beseitigung des Hypothekenwesens im Grundbesitz, der unverkäuflich und unverschuldbar gemacht werden

muß; eine Aenderung des Kredit-systems, welche den Geschäftsmann von der Willkür des großen Kapitals befreit; Aenderung des Börsen- und Aktienwesens; Wiedereinführung der konfessionellen Statistik, damit das Mißverhältnis zwischen jüdischem Vermögen und christlicher Arbeit festgestellt werden kann; Einschränkung der Anstellung jüdischer Richter auf die Verhältniszahl der Bevölkerung; Entfernung der jüdischen Lehrer aus unseren Volksschulen; Kräftigung des christlich-germanischen Geistes; Rückkehr zu germanischem Rechts- und Wirtschaftsleben, Umkehr zum christlichen Glauben.

Der Rassen-Antisemitismus lag Stoecker fern. „Ich bekämpfe nicht die israelitische Rasse, sondern ihre Frevel am deutschen Leben, nicht den jüdischen Glauben, sondern den Unglauben, der in der Presse und in den Versammlungen unsere Kirche aufs giftigste angreift.“ Mit scharfer Frontstellung gegen andere antisemitische Strömungen, die damals auftraten, ruft er aus: „Der Antisemitismus ist nur berechtigt, nur lebensfähig, wenn er auf positiv christlichem Grunde beruht, sich nicht mit der feilen Kritik des Semitismus begnügt, sondern unter Anerkennung der Schuld, die auch wir Deutschen am Niedergang unseres Volkslebens haben, durch positive Maßnahmen . . . zur Neubelebung des Volkslebens mitwirkt und den Zerseßungsprozeß im öffentlichen Leben nicht durch Anfeindung des Christentums oder grundlose persönliche Gehässigkeit gegen die einzelnen Juden befördert.“

Dazu führt ihn seine biblische Haltung. „Ich kann versichern, keiner unter den orthodoxen Juden unserer Stadt hat das Alte Testament lieber als ich.“ — „Die Bibel ist kein Semitenbuch, sondern Gottes Wort... Das Christentum ist kein Produkt des semitischen, sondern des Heiligen Geistes... Nicht durch den Semitismus, sondern trotz des Semitismus hat sich Gott an Israel offenbart.“ — Ein andermal sagt er in ausführlicher Auseinandersetzung mit antisemitischen Angriffen gegen das Alte Testament u. a.: „Nicht im Fehlen der Sündlosigkeit, die es auf Erden nicht gibt, sondern in der Bußlosigkeit liegt das Verderben der Menschen. Die Bibel will keine Heiligen zeichnen, sondern Sünder, die sich zu Gott bekehren und so anderen zum Vorbild werden. Es ist wirklich kindlich, von diesem Buche Gottes zu fordern, daß es mit Menschen Schönfärberei treibe, während doch sein Ziel ist, die Wahrheit über Gott und Menschen zu sagen. Allerdings sollte dies in unserer Behandlung der biblischen Geschichte klarer ausgeführt werden... Gott schreitet durch die Sünde der Welt als der Offenbarer des Heils: das ist die Bedeutung der heiligen Geschichte. Aber er allein ist der Heilige, nicht die Menschen, die er erlöst. — Ebenso unchristlich wie die Stellung gewisser Antisemitenkreise zum Alten Testament ist bei ihnen die Schätzung der Taufe. Nicht selten hört man,

daß die Taufe einen Juden nicht zum Christen machen könne, und deshalb getaufte Juden kein Haar besser, eher schlimmer seien als die ungetauften. Nun ist ja klar, daß die bloße Taufe ohne Glauben einen Juden nicht ändert. Wasser tut's freilich nicht; die Wiedergeburt tut's. Aber die Wirksamkeit der Taufe bei Juden überhaupt zu leugnen, ist ein Widerspruch gegen das Christentum, ein Zweifel an seiner Universalität, ein Rückfall in die Nationalreligionen. Die zwölf Apostel . . . waren getaufte Juden; sie ebenso wie Christum zu Ariern zu machen, ist eine wissenschaftliche Kinderei, welche den Antisemitismus vor Gebildeten diskreditieren muß. Aber zu solchen Torheiten führt der Rassenantisemitismus auf seinen Irrwegen. Derselbe kann dadurch leicht der ganzen Bewegung gegen das Judentum zum Verderben werden. — — — Will die Bewegung nicht schaden, sondern nützen, statt pharisäischer Selbstgerechtigkeit und unchristlicher Gehässigkeit eine wirkliche Reinigung der Volksseele von judaisierender Christusfeindschaft, eine wahrhafte Befreiung des nationalen Geistes von jüdischem Druck bewirken, so darf sie nicht in Fehler verfallen, die der christlichen Anschauung und Bildung widerstreben. Das Alte Testament muß das Wort Gottes, Jehova der wahrhaftige Gott bleiben. Die Juden dürfen nicht als

Persönlichkeiten gehaßt, als Volkstum beleidigt, als Rasse bekämpft, sondern müssen trotz des Kampfes gegen ihre verderbliche Tätigkeit als Brüder in der großen Völkerefamilie angesehen, als ehemalige Zeugen der Gottesoffenbarung hochgehalten und als Mitbürger, wenn auch vielfach unter dem Gebot: Liebet eure Feinde! geliebt werden. Solange sie sich als Feinde des kirchlichen Christentums, des deutschen Volkstums betragen, soll man sie freilich mit Energie bekämpfen; treten sie aber durch die ehrliche Taufe in unsere Religionsgemeinschaft über und beweisen einen christlichen Wandel, so hat der Kampf gegen sie zu ruhen....“

* * *

Das waren also die starken Feinde, gegen die der tapfere Mann den Kampf aufgenommen hatte: die Sozialdemokratie, der Liberalismus, der „Fortschritt“, das Judentum und — in alledem — der größte Teil der sogenannten deutschen Presse. Ist es verwunderlich, daß es damals durch weite evangelische Kreise wie ein Aufatmen ging, daß endlich ein Mann da war? Das Flammenmeer des Hasses loderte wild gegen diesen Mann empor, aber zugleich glühten viele Christenherzen in heißer, verehrungsvoller Liebe zu Stoecker auf, weit über Deutschlands Grenzen hinaus. Und diese Liebe ist dem Nacken geblieben, auch als sich die Tragik seines Kampfes erfüllte.

* * *

Zunächst hatte die „Berliner Bewegung“ überraschende Erfolge. Stoecker hat damals mehr als 50 000 Stimmen in dem Berlin gewonnen, das man allgemein als hoffnungslos aufgegeben hatte. Das war viel. Allerdings hatte er wohl leider im kleinen Mittelstande mehr Land gewonnen als im eigentlichen Industrie-Proletariat.

Dann aber trat ein neuer Gegner auf den Plan. Der große Kanzler Fürst Bismarck hatte ihn eine Weile gewähren lassen, ja, als in einem Kronrat während der 99 Tage Kaiser Friedrich III. geneigt war, den unliebsamen Hofprediger zu entlassen, hat Bismarck das aus politischen Gründen gehindert. Als aber der Fürst zur Durchführung seiner Militärvorlage das Kartell mit den Nationalliberalen brauchte, paßte diese Figur nicht mehr auf sein Schachbrett — und fortan war auch seine mächtige Hand gegen Stoecker. Gerade die offiziöse Presse gab Parolen aus, wie die von der „Muckerei und Stoeckerei“, und die Meute der Zeitungen fiel nun auch von dieser Seite über den einen Mann her. —

Bismarck hat niemals mit Stoecker gesprochen. Zwei Äußerungen des Fürsten sind kennzeichnend für seine Stellung zu dem politischen Hofprediger. Zwei hübsche Mädchen in einem Hause, das gehe nicht gut, hat er einmal gesagt. Und ein andermal drückte er seine Abneigung gegen die Politik der „Langröcke“ aus, ob es Damen, Juristen oder Pastoren sein mögen.

Besonders seit der „Waldersee-Versammlung“ 1887 (s. u.), bei der Prinz Wilhelm, der sobald danach Kaiser wurde, seiner Verehrung für den Hofprediger klaren Ausdruck gegeben hatte, ließ den Fürsten die Sorge nicht los, unter Stoeckers Führung könne ein evangelisches Zentrum ent-

stehen, das seine Kartellpolitik durchkreuzen, ihn stürzen und den Grafen Waldersee*) zu seinem Nachfolger machen würde.

Stoecker hat den Gedanken eines evangelischen Zentrums durchaus abgelehnt. Er sagt einmal: „Der Gedanke eines evangelischen Zentrums . . . hat mir und meinen Freunden immer fern gelegen, weil er gegen das protestantische Prinzip verstößt. Weder Geistliche noch Laien wollen bei uns eine Partei gründen, welche die konfessionellen Gesichtspunkte zu ausschlaggebenden Grundsätzen der Politik macht . . . Wohl aber ist in dem evangelischen Deutschland nichts nötiger, als die Lebenskräfte des Evangeliums in den öffentlichen, besonders in den sozialen Dingen wieder zur Geltung zu bringen.“

Bismarck war in seinem religiösen Leben durchaus Individualist. Die Belange der evangelischen Kirche lagen ihm nur allzufern, und die innersten Triebfedern des Stoeckerschen Kampfes mußten ihm fremd bleiben. Daß der große Mann soweit gegangen ist, Stoecker auf Grund des Sozialistengesetzes ausweisen zu wollen**), ist tief beklagenswert. Stoecker sagte mir einmal, je mehr man die Archive öffnen werde, um so mehr werde man auch die Schwächen und Fehler der Bismarckschen Innenpolitik erkennen. Aber

*) St. hat mir einmal gesagt, daß Waldersee eine intrigante Persönlichkeit gewesen sei. Ich sage das ungern, weil mir die edle Witwe des Marshalls sehr wert gewesen ist.

**) Vgl. das sehr wichtige Buch über Stoecker von Dr. Walter Frank, 1928. Reimar Hobbing, Berlin SW 61.

das könne dennoch sein Bild nicht trüben: so groß sei der Mann! Er war ein begeisterter Bewunderer der Außenpolitik Bismarcks, aber ein scharfer Kritiker seiner Innen- und Kirchenpolitik — mit nur allzuviel Recht —.

* * *

Aber auch damit war der Ring der Feinde noch nicht geschlossen. Kaiser Wilhelm I. hatte seinen tapferen Hofprediger beim Ordensfeste im Jahre 1878 „unseren Lanzenbrecher“ genannt. Aber später wuchsen die Bedenken des alten Herrn gegen den stürmischen Kampf seines Hofpredigers, so daß es mehrfach nahe am Bruche war. Und wer wollte leugnen, daß hier in der That ernste Schwierigkeiten lagen? Hofprediger und Volkstribun — das ist wohl niemals in einer Person zu einen.

Vielleicht wären Stoeckers Kämpfe klarer, auch leichter gewesen, wenn er nie ein Hofamt gehabt hätte. Ein Teil der Wut seiner Gegner war dadurch zu erklären, daß man in ihm, freilich sehr irrtümlich, einen politischen Beauftragten des Hofes zu sehen meinte. Aber ohne dieses Amt wäre Stoecker kaum nach Berlin gekommen.

Pastor Klein, der Schwiegersohn Rögels, macht im vierten Teil seiner „Zeitbilder aus der Kirchengeschichte“ darauf aufmerksam, daß des alten Kaisers Zorn nicht so sehr durch Stoeckers Politik verursacht worden sei, als vielmehr dadurch, daß der Hofprediger in seiner genial-unbekümmerten Weise immer wieder Vortragsreisen machte, ohne von seinem kaiserlichen Herrn Urlaub zu erbitten. Es kam wohl viel zusammen. Als es einmal nahe an Stoeckers Entlassung war, erbat der Oberhofprediger Rögel eine Audienz — in Gastein —, die ihm erst nach

Wochen gewährt wurde. Das Wort, mit dem er nach langer Bemühung endlich den Kaiser doch zu Stoeckers Gunsten umstimmt, war geistvoll gewählt — Stoecker hat es später gern angeführt: „Nicht aus Verachtung ist's geschehn. Wär' er besonnen, hieß' er nicht der Tell. Ich bitt' um Gnade!“ (Schiller, Tell III 3.) —

Das Kronprinzliche Paar, später Kaiser und Kaiserin Friedrich, stand liberalen Gedanken zu nahe, um Stoecker anerkennen zu können. Stoecker hat es mir sehr vergnügt erzählt, wie bei einem großen Stadtmissionsbasar, an dem sich der Hof beteiligte, aus Versehen die Kronprinzessin mit ihrer Dame in einen Nebenraum geriet, in dem Stoecker gerade mit seiner Frau sprach. Als sie ihn sah, verlor sie völlig die Fassung: „Huh, Stoecker!“ entfuhr es der hohen Frau, und sie eilte hinaus. . .

Treue Freunde hatte Stoecker etliche Jahre hindurch an dem Prinzen Wilhelm und seiner Gemahlin, unserem letzten Kaiserpaar. Bei der „Waldersee-Versammlung“, die am 28. November 1887 im Saale des Großen Generalstabs im Interesse der Stadtmission stattfand, hatte Prinz Wilhelm dem Hofprediger, als er etwas vorlesen wollte, freundlich das Licht gehalten. Offen hat der Prinz es hier ausgesprochen, daß der Umsturz nur durch christlich-sozialen Geist zu überwinden sei. Ich weiß nicht, ob Pastor Klein (a. a. D.) mit der Behauptung recht hat, Stoecker habe damals „nichts Geligeres zu tun“ gehabt, als aller Welt zu künden: „Mir gehört die Zukunft.“ Ganz so wird es wohl nicht gewesen sein. Aber alsbald fiel außer der jüdischen auch die offiziöse Presse über Stoecker und — indirekt — über den jungen Prinzen her, und Bismarck schrieb diesem, so würde des Prinzen hohes Vorbild, Fried-

rich der Große, niemals gehandelt haben. Nach vielen unerquicklichen Reibungen kam es schließlich am Ende des Jahres 1890 dazu, daß Stoecker seinen Abschied als Hofprediger erbat und — in Ungnaden — erhielt. —

Stoecker ist bis an sein Ende Monarchist geblieben. Es war gelegentlich eines Festtages der kaiserlichen Familie — war es die Silberhochzeit? —, daß wir bei Stoeckers in größerem Kreise aßen. Da war die Tafel mit kleinen Goldmyrtenzweiglein geschmückt, die von der Goldhochzeitsstafel des alten Kaisers stammten. Ein kleiner, bezeichnender Zug. Er selbst sagt einmal: „Ein Monarchismus, der nicht weiter hält, als bis ihm einige kleine Unannehmlichkeiten geschehen, das ist kein echter Monarchismus, auf den man sich verlassen kann, sondern das ist ein Standpunkt ohne Wert und ohne Würde.“ —

Die Gegnerschaft des Kaisers ist der schwerste Schlag gewesen, der Stoecker getroffen hat. Wie oft hat er es ausgesprochen, daß man nicht monarchische Politik gegen den Monarchen treiben könne! Damit war seine politische Kraft gebrochen. —

Die kaiserliche Abneigung nahm schroffe Formen an, und sie wirkte weit. Stoeckers Stellung in der Konservativen Partei, deren Elfer-Ausschuß er angehörte, wurde nicht nur, aber auch dadurch immer unhaltbarer, so daß es zum Bruche kam. Schärfsten Ausdruck fand die kaiserliche Ungnade durch jene Depesche an Geheimrat Hinzpeter, die einer der grimmigsten Feinde Stoeckers, der Großindustrielle Freiherr von Stumm, der Deffentlichkeit preisgegeben hat:

„Berlin Schloß, den 28. 2. 1896.

Stoecker hat geendigt, wie ich es vor Jahren vorausgesagt habe. Politische Pastoren sind ein Unding. Wer Christ ist, der ist auch sozial; christlich-sozial ist Unsinn und führt zur Selbstüberhebung und Unduldsamkeit, beides dem Christentum schnurstracks zuwiderlaufend. Die Herren Pastoren sollen sich um die Seelen ihrer Gemeinden kümmern, die Nächstenliebe pflegen, aber die Politik aus dem Spiele lassen, dieweil sie das gar nichts angeht.

Wilhelm I. R.“

* * *

Stoecker pflegte zu sagen, ein Berliner Hofprediger sei ein Prediger, der mit dem Hofe nichts zu tun habe. Tatsächlich ist er, außer bei den großen Ordensfesten — „da saß ich zwischen zwei Schutzleuten“, erzählte er gern lachend — niemals zur kaiserlichen Tafel zugezogen worden, und in all den Jahren hatte er eine einzige Unterredung mit dem Kaiser über kirchliche Dinge — mit Wilhelm I. in Gastein. Man muß freilich, um gerecht zu bleiben, beachten, daß die vielen Prozesse, in die Stoecker von seinen Feinden verwickelt wurde, dem Fernstehenden einen sehr bedenklichen Eindruck machen mußten. Er selbst hat einmal seiner Frau — gewiß aus tiefstem Herzen heraus — geschrieben: „Mir ist bei den leidigen Prozessen doch immer die Hauptsache, daß man nichts tut, was einen vor Gott, dem Herrn, schuldig macht.“ Aber in der öffentlichen Berichterstattung sahen die Dinge oft anders aus. Den Hofprediger belastete all das zu stark. Stoecker hat auch in späteren Tagen

von der Tribüne des Parlaments gelegentlich — in ehrerbietigster Form — Kritik an der Person Kaiser Wilhelms II. geübt. So sagte er im Jahre 1902 im Blick auf manche allzu impulsiven Äußerungen des Monarchen: „Soll die Regierung auf Erden ein Abglang der Weltregierung droben sein, so muß sie darin mit dieser eine gewisse Ähnlichkeit haben, daß sie aus der Höhe und aus der Stille kommt.“

Es ist tief schmerzlich, daß diese Verstimmung in Stoeckers Erdentagen nicht mehr gelöst worden ist. Weder an seinem 70. Geburtstage, noch bei der Einweihung der Halle in der Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche und des Doms — Einladungen zu beiden war Stoecker gefolgt, weil wohlmeinende Vermittler es erbeten hatten — nahm der Kaiser Notiz von diesem treuen Manne. Und als wir an Stoeckers Sarge die Ehrenwache hielten, mußten wir auf die Frage manches alten Christlich-Sozialen, ob ein Gruß des Kaisers gekommen sei, mit einem traurigen Nein antworten. Erst beim 50. Jubiläum der Berliner Stadtmission, im März 1927, kam aus Haus Doorn ein Wort der Anerkennung für den Heimgegangenen.

Mit tiefem Ernste erfüllt uns heute ein Wort Vater Bodelschwings, das nach der Ausschiffung Stoeckers aus dem Elfer-Ausschuß der Konservativen Partei geschrieben worden ist: „Was ich schon zur Zeit des Waldersee-Kampfes, als die Wogen zuerst so mächtig gegen Stoecker ankämpften, unserem seligen Kaiser Friedrich geschrieben habe und was er damals freundlich von mir angenommen hat, das sage ich noch einmal: Das Wohl und Wehe unseres Vaterlandes hängt nicht von einem Menschen ab,

und darum auch nicht von Stoecker. Aber wenn die Fahne sich senkt, die er erhoben hat, die im vollen Sinne christlich-konservative und christlich-soziale Fahne, dann werden wir den Mächten des Umsturzes anheimfallen, und auch die Fahne des Hohenzollernhauses wird sich senken. . . .“ —

* * *

Es ist selbstverständlich, daß die große politische Arbeit Stoeckers auch in den wesentlichsten Teil seiner Lebensarbeit hineingewirkt hat, den Dienst an der Evangelischen Kirche. Von der Kanzel freilich hat Stoecker grundsätzlich die Politik durchaus ferngehalten. Er hat nichts anderes gepredigt als das alte, ewige Evangelium. Das Wort stand ihm in großer Vollmacht zur Verfügung, und zwar das volkstümliche Wort. Wenn man seine Predigten liest, ist man durch ihre Einfachheit überrascht. Er selber sagte einmal, daß er bei der Vorbereitung seiner Predigten immer daran denke, ob wohl sein Briefträger und seine Waschfrau das verstehen könnten. So gewann seine Predigt ihre wundervoll plastische, anschauliche Art. Getragen von dem tiefen Ernst und der Wucht der Persönlichkeit dieses echten Zeugen hat sie der Gemeinde sehr viel gegeben. Gelesen bieten Stoeckers Predigten nur ein schwaches Bild des einst so urlebendigen Wortes. Ich darf wohl einige Sätze aus meiner Rede in der Stadtmissionskirche am Garge des Heimgegangenen wiedergeben, weil sie in den frischen Farben jener längst verklungenen Stunde vielleicht mehr sagen, als ich es heute vermöchte:

„Unendlich groß war die Predigtgemeinde des Heimgegangenen. Wer kann die Stätten zählen, wo er weithin

im Vaterlande, ja bis über das Weltenmeer hinaus das Evangelium verkündet hat, die Scharen derer, die durch sein Wort den Weg des Lebens fanden? Wieviele haben das jetzt bezeugt, wieviele werden es ihm droben danken! Aber diese Kanzel hier war ihm sonderlich lieb, dies Gotteshaus war ihm Heimat. Denn es ward erbaut, damit er weiter zeugen könnte von seines Herrn Herrlichkeit vor der vollen Gemeinde. . . .

Tief hat er hineingeschaut in das Geheimnis der Herrlichkeit Jesu. Darum konnte er so machtvoll von ihr reden. Das war ja das Geheimnis seiner Predigt: man spürte es jedem Worte an, daß es aus der Tiefe eigenen Erlebens geboren war. Die ganze Persönlichkeit stand dahinter, und diese Persönlichkeit stand unter der Herrschaft des Geistes Gottes.

Nichts anderes hat er hier gepredigt als die Herrlichkeit des Herrn, nichts anderes! Sie war ihm nicht kalter dogmatischer Glanz, nicht die sanfte Spiegelung menschlicher Gefühle und weichlicher Stimmungen — Leben war sie ihm, schaffender Wille, welterobernde Tat! Denn das ist Jesu Herrlichkeit, daß Ihm des Vaters Liebe ewig gilt, und daß diese Liebe in vollkommener Reinheit aus Ihm in die liebedürstende, dunkle Welt hineinleuchtet, rettend, erlösend, eine neue Menschheit gestaltend, den Vater zu verherrlichen. Weil diese Herrlichkeit seine eigene Seele erleuchtet und durchglüht hatte, bezeugte der Heimgegangene sie in heiligem Feuer der Gemeinde, der Welt. Er wußte, daß die Gottesliebe stark und ernst ist, denn er hatte sie an dem erlebt, der diese Liebe sonderlich in der Stunde bezeugt hat, da Er sich zur schwersten Tat furchtbarsten Leidens rüstete, zum Tode am Kreuze! Kampf ist diese

Liebe gegen alle Mächte des Todes, Mühe und Arbeit, Tat! Darum war die Predigt hier so mannhaft, so herb und stark, und eben dadurch so begeisternd für kraftvolle Männer, für Frauen ernsten, großen Willens. Nicht Trost nur, sondern gewaltiger Trieb zu starkem Wirken ist die Botschaft von der Herrlichkeit des Herrn. D. Stoecker hat es beklagt, daß unser Gesangbuch, so reich es an Liedern des Trostes ist, der Freude am Heil, der Hilfe für die Seele, doch arm ist an Liedern, die die Gemeinde zu heiligem Dienst, zu großem Wirken begeistern können. Tief war der Glaube des Heimgegangenen. Darum war sein Blick so weit geworden. Der Herrlichkeit des Herrn die Welt zu erobern, allen dunklen Mächten zum Trotz, in starkem, so mannhaftem und doch so kindlichem Vertrauen nicht auf eigene Kraft, sondern auf den unüberwindlichen, sieghaften Königswillen Jesu, das war der Wille, der D. Stoeckers Predigt, der sein Leben gestaltet hat. . . .“

So habe ich's damals in heiliger Stunde gesagt. —

Einmal verglich ein etwas rauher alter Offizier Stoeckers Predigten mit denen des Pastors K.: „Wenn ich K. höre, denke ich immer von mir selber, daß ich doch eigentlich ein ganz famoser Kerl sei. Aber nach Stoeckers Predigten muß ich mir immer sagen, daß ich ein ganz gemeiner Schweinehund bin!“

Seine gedruckten „Pfennigpredigten“ wurden zeitweise allwöchentlich in mehr als 100 000 Stück an Sonntagslose verbreitet. — —

* * *

Stoecker galt weithin als orthodoxer Heißsporn. In der Tat kannte er, sobald es um das öffentliche Leben ging,

keine Mittellinien, weder politisch noch kirchlich. Wer sich nicht mit unzweideutiger Klarheit zu dem alten Evangelium von Jesus Christus, dem Gekreuzigten und Auf-erstandenen, bekannte, sollte nicht im Lehramt der Kirche stehen. Das konnte er mit großer Schroffheit zum Ausdruck bringen. Hatte er nicht damit recht? Predigtamt ist nach dem Neuen Testament Heroldsammt. Darf der Herold des Königs Botschaft nach seinem oder seiner Hörer Geschmack verändern? Noch dazu in des Königs Hause? Dadurch ist aber nur ein Teil seiner kirchlichen Haltung gekennzeichnet. Gerade Stoecker hat es in dem von ihm gegründeten Evangelisch-Sozialen Kongreß ehrlich versucht, in den sozialen Dingen auch mit theologisch „liberal“ stehenden Männern Hand in Hand zu gehen, und er hat es erst dann aufgegeben, als man ihn aus der Leitung des Kongresses herausdrängte. So kam es zur Gründung der Kirchlich-Sozialen Konferenz, die sich nun freilich auf die „positiven“ Kreise stützte.

Wie wenig eng Stoecker in theologischen Fragen dachte, möge durch ein persönliches Erlebnis gekennzeichnet werden. Als der Ruf an mich kam, Inspektor der Berliner Stadtmission zu werden, lehnte ich zunächst ab. Ich war damals siebenundzwanzig Jahre alt und von Universität und Prediger-Seminar her mit allerlei Vorurteilen gegen diesen „streitbaren Führer der Orthodoxie“ erfüllt. Schließlich erklärte ich mich zu mündlicher Verhandlung bereit, fuhr nach Berlin und besuchte Stoecker. „Geh Sie mit mir verhandeln, Herr Hofprediger, lassen Sie mich eins sagen: Ich fürchte, daß ich Ihnen nicht orthodox genug sein werde!“ — „Wieso?“ — „Ja, wie soll ich das in wenigen Worten sagen?“ — „Nun, ich will Ihnen eine Frage

stellen. Ist Ihnen Jesus das meinetwegen edelste und vollkommenste Produkt menschlicher Entwicklung, oder ist Er Ihnen der von oben Gekommene?" — „Unbedingt der von oben Gekommene!" — „Dann sind Sie mir orthodox genug!" — Das war das ganze „Glaubens-examen"!

Stoecker war theologisch viel zu gebildet, um ein geistloser Buchstabenknecht sein zu können. Ich erinnere mich einer Stadtmissionskonferenz, wo ich den anwesenden Stoecker fröhlich gegen den Vorwurf des theologischen Liberalismus verteidigt habe, den einige allzu enge Brüder gegen ihn erhoben. Aber demütig und gehorsam stellte er sich und all sein Leben und Denken und Dienen unter das Wort des lebendigen Gottes. Er liebte seine Bibel, und sie war ihm die Richtschnur seines Handelns und die Brunnstube aller Kraft und Zucht und jeden Trostes.

Einmal sprach er mit mir über die traurige innere Verfassung der evangelischen Kirche. Mit sehr ernstem Nachdruck sagte er: „Sollte das nicht auch daran liegen, daß wir über einem einseitig aufgefaßten Paulinismus die Bergpredigt allzusehr vergessen haben?" Aus der modernen Theologie war mir dieser Gedanke vertraut, aber aus Stoeckers Munde wurde er mir besonders bedeutsam. Es liegt ernsteste Wahrheit darin, über die nachzudenken eine bedeutende Pflicht ist, noch immer! —

Stoecker hat als Kirchenmann ein gewaltiges Stück kirchlicher Volkserziehung geleistet. Wenn in dem kirchlich unsagbar verwahrlosten Berlin doch neues kräftiges Leben aufgeblüht ist, so ist das, menschlich geredet, vor allem der tapferen Arbeit Stoeckers zu danken. Und weit über die

Grenzen der Reichshauptstadt hinaus hat er als Festprediger und Volksredner und, nicht zuletzt, als führendes Mitglied der Generalsynode gewirkt. Daß es auch hier nicht ohne schwere Kämpfe abging, ist selbstverständlich. Wer etwas will, findet Gegner. —

Der beklagenswerte Zickzackkurs, den in den sozialen Dingen der staatlich damals durchaus gebundene Oberkirchenrat gegangen ist, hat es Stoecker und seinen Freunden immer klarer gemacht, daß die Kirche vom Staate und vom Summepiskopat der Fürsten frei werden müsse. So sagt er einmal: „Daß der Tag kommen wird, an welchem eine vom Staatsdruck befreite Volkskirche ihres Glaubens leben und an der Volksseele wirksamer als jetzt arbeiten kann, ist mein Flehen und Hoffen, daran zu helfen nach dem mir verliehenen Maß der Kräfte, meine Tat und meine Treue!“ (1893.) Bis in seine letzten Lebenstage hat ihn diese Aufgabe immer neu bewegt.

Selbstverständlich meinte er solche Freiheit nicht im Sinne eines Auseinandergehens, sondern als innigste Bezogenheit. Er, dessen Leben ein großes Ringen um die deutsche Volksseele gewesen ist, wollte keine lebensferne Sekte, sondern sein Kampf galt der deutschen Volkskirche, die sich zu heiligem Dienst an der Ganzheit unseres Volkes in allen seinen Ständen beauftragt weiß, aber eben darum im Blick auf ihre eigentliche Sendung, ihren Heroldsdienst, keinen anderen Auftraggeber kennt als den ewigen Herrn der Kirche. Daß Kaiser Wilhelm II., wohl unter dem Einfluß schlechter Ratgeber, diesen Kampf so mißverstehen konnte, daß er am 25. April 1899 den Justizminister, freilich vergeblich, zu

veranlassen suchte, gegen Stoecker wegen etlicher Aufsätze in seiner „Deutschen Ev. Kirchenzeitung“ ein Verfahren wegen Majestätsbeleidigung einzuleiten, ist eins der schmerzlichsten Ereignisse in der Tragödie Kaiser und Stoecker.

Was Stoecker in diesem Kampfe wollte, zeigen Worte wie diese: „Dabei (in den Sekten und Freikirchen) verschwindet das herrliche Ideal eines reformatorischen Kirchentums, das mit dem Volkstum innig verbunden den Gesamtgeist der Nation erfäßt, durchdringt, belebt und so dem einzelnen die Tür des Glaubens öffnet und den Weg der Bekehrung zeigt. Wenn man es uns doch glauben wollte, daß wir nicht aus Lust an Verfassungsfragen, auch nicht aus Begierde des Umsturzes, sondern lediglich unserem evangelischen Volk zuliebe unsere Stimme erheben! Wir wollen keine Freikirche, die von Volk und Staat getrennt ist. Aber wir glauben, daß die Freikirche nur zu vermeiden ist, wenn an Stelle der Staatskirche eine freiere Volkskirche sich aufbaut. Weder der politische Radikalismus noch der soziale Umsturz, weder Demokratie noch Sozialdemokratie werden von einem Staatskirchentum, wie wir es haben, angefaßt, geschweige siegreich bekämpft werden. Weder Rom noch die Synagoge, beide frei, werden vor einer gebundenen Kirche . . . die Waffen strecken. Diese großen Fragen des Volkslebens sind es, welche uns unsere freieren

Anschaungen diktieren, nicht Machtfragen oder Herrschaftsgelüste. . . . Das Staatskirchentum lähmt die Energie der Ueberzeugung und verdunkelt das geistliche Auge. . . .“

Als Stoecker einmal gefragt wurde, warum er nicht eine Freikirche gegründet habe, erwiderte er, nur dann wäre er dazu bereit, wenn die Freikirche mindestens eine Million Mitglieder hätte; denn sonst würde es eine enge, von der Kultur abgeschlossene, einflußlose Sekte werden.

Bei einer Pastoralkonferenz hat er sehr ernst davon gesprochen, daß es wohl leicht sei, ein gefährdetes Schiff zu verlassen und im Rettungsboot das eigene Leben zu bergen, daß es aber Pflicht der Schiffsmannschaft sei, an Bord bis aufs letzte in treuer Arbeit zu bleiben, solange noch irgendeine Hoffnung auf Rettung des Ganzen bestehe.

In einer Predigt hat er es so ausgesprochen:: „Auch in den Herzen der Gläubigen ist Sünde, und in den Köpfen der Christen ist Zweifel. Die Kirche soll Geduld brauchen, nicht Feuer und Schwert. Es gehört zur Kreuzgestalt der Kirche, daß sie das Gemisch von Guten und Bösen tragen muß. Und es ist viel mehr Glauben nötig, mit einer kranken, schwachen Kirche das Kreuz zu tragen, als die kranken und schwachen Glieder abzuschneiden oder sich selbst von einer Kirche zu scheiden, die den Charakter irdischer Schwachheit allzusehr an sich trägt.“

Er war sich bewußt, daß sein gut lutherisches Herz

mit einem Tropfen kalvinischen Oels gesalbt war. Das war seine tiefe und weite Schau: er sah, daß in dem Evangelium von Jesus Christus, dem Gekreuzigten und Auferstandenen, dem Herrn, für den einzelnen und für die Gesellschaft, das Volksganze und die Menschheit das Heil beschlossen ist. Darum konnte die Tiefe seines Glaubens keine individualistische Verengung dulden, darum konnte auch seine Liebe keine Gefährdung der einen rettenden Botschaft ertragen.

Ich kam aus der warmen Atmosphäre, die von dem Generalsuperintendenten D. Hesekeel wundervoll ausstrahlte, nach Berlin. Da habe ich allerdings Stoecker erst als kühl empfunden. Wenn man dienstlich mit ihm sprach, freute man sich zwar immer wieder der Schnelligkeit, mit der alles erfaßt und treffsicher erledigt wurde, aber es war ein wenig so, als ob man als Offizier mit dem Kommandierenden General zu tun hätte. Aber als er körperlich gebrechlicher wurde, strahlte immer reiner und reicher aus seinem Wesen eine wundervolle Herzensgüte. Viele haben es bezeugt, daß sich auch in den Jahren seines schärfsten Kampfes diese Liebe herrlich an Kranken- und Sterbebetten und bei reichem, stillem Helfen bewährt hat.

* * *

Wir würden das Bild des Dienstes, den Stoecker unserer Kirche geleistet hat, sehr unvollkommen zeichnen, wenn wir nicht seiner als eines Bahnbrechers der Inneren Mission gedächten. In einem ganz tiefen Sinne war ja auch seine politische Tätigkeit nichts als Innere

Mission*); denn es war ein großes Ringen um die Seele unseres lieben deutschen Volkes. Die Innere Mission hatte bis dahin zu allermeist nur die eine Seite der Wichernschen Schauung in die Tat umgesetzt, den Liebesdienst an den Schwachen und Gestrandeten. Stoecker, den Mahling einmal den lebendigen Kommentar Wicherns nennt, hat mit der ganzen Wucht seiner Persönlichkeit die andere Seite zu verwirklichen gesucht, den Angriff der Liebe auf die Massen des Unglaubens und die Durchdringung des Volkslebens in seiner Ganzheit mit den Lebensmächten des Evangeliums.

Das hat sich neben seinem persönlichen Wirken in dem Herzstück seiner Arbeit, der Berliner Stadtmission, gezeigt.

In einer der grundlegenden Sitzungen dieses Werkes hat Stoecker einmal auf das Betpult in seinem Studierzimmer hingewiesen mit den Worten: „Hier ist die Stadtmission geboren!“ — Wer, wie ich, unter Stoecker in der Berliner Stadtmission gedient hat, weiß, wie ernst es ihm um diese Arbeit gewesen ist. Die Freitagskonferenzen, vor allem auch die Abendmahlsfeiern vor den Jahresfesten, haben uns den starken Mann in seiner tiefen Demut und in seinem freudigen Glaubensleben

*) Wichern sagt 1857 von der Inneren Mission: „Sie ist die Entfaltung und Betätigung der Glaubens- und Lebenskräfte der ganzen, wahrhaftigen Christenheit in Kirche, Staat und allen Gestalten des sozialen Lebens zur Ueberwindung alles Unchristlichen und Antichristlichen, was in Haus und Gemeinde, in Sitten und Gesetzgebung, in Wissenschaft und Kunst, in allen Zweigen des materiellen und geistigen Lebens des Volkes und der Völker innerhalb der Christenheit Raum sucht oder Raum gefunden hat.“

immer neu gezeigt. „Berufsmäßige Laienhilfe in der Seelsorge und Evangelisation an den entkirchlichten Massen der Reichshauptstadt“ sollte die Stadtmission sein. Ein Gegner Stoeckers, Professor Rudolf Virchow, hat gelegentlich einen Ausdruck für solchen Dienst geprägt, den Stoecker gern aufgenommen hat: „der Apostolat des Kleinen Mannes am Kleinen Mann.“

Das Werk ist unter Stoeckers Leitung aus geringen Anfängen zu großer Bedeutung gewachsen. Wohl hat der politische Kampf ihres Leiters für die Stadtmission auch Hemmung bedeutet, aber sie hat auf der anderen Seite gerade dadurch viele opferfreudige Helfer gewonnen. Das hat Stoecker meisterhaft verstanden, Menschen in den Dienst der Liebe zu stellen.

Adolf Stoecker war sich dessen wohl bewußt, daß die ins Große gehende christlich-soziale Agitation in höchstem Maße der Ergänzung durch seelsorgerliche Kleinarbeit bedurfte, wenn sie nicht verflachen sollte. Es war einer der tiefen Schmerzen seines Lebens, daß die Gemeinschaftskreise Berlins ihn hierbei im Stiche gelassen haben. Aus ihrer individualistischen Grundhaltung heraus konnten sie seinen Dienst nicht verstehen, und der Staub des Kampfplatzes schreckte sie ab. Sie meinten, um der Reinheit der Reichgottesarbeit und der Klarheit des missionarischen Zieles willen von allem politischen Kampfe fernbleiben zu müssen. Das war für Stoecker eine herbe Enttäuschung. Um so froher war er des treuen Kleindienstes seiner Brüder und Schwestern in der Stadtmission.

Ein feines Wort, das er im Blick auf seine Stadtmissionare gesprochen hat, kennzeichnet den Geist, in dem er dies sein liebstes Werk geleitet hat: „Was ein Bru-

der nicht im Glauben tun kann, soll man ihm auch nicht gebieten.“

* * *

Eine große Freude war dem alten Kämpfer die Anerkennung, die ihm die Greifswalder theologische Fakultät durch die Verleihung der Würde eines Ehrendoktors der Theologie und der Heiligen Schrift zum Ausdruck gebracht hat. Das ist freilich sehr spät geschehen, erst beim 25jährigen Jubiläum der Stadtmission im Jahre 1902, und zwar auf Grund einer Bittschrift vieler ernster Christenmenschen. Trotzdem traten dem Siebenundsechzigjährigen die Tränen in die Augen. So konnte er sich, ohne alle Bitterkeit, freuen! Die Greifswalder Fakultät aber ehrt dieser mutige Schritt unter allen in Deutschland.

* * *

Stoecker hätte die Nöte seines Kampfeslebens wohl nicht ertragen können, wenn er nicht einen starken, kerngesunden Körper gehabt hätte. Selbst in den wildesten Zeiten konnte er mit bestem Appetit essen und prachtvoll schlafen. Es ist kennzeichnend für seine Nerven, daß er lange Eisenbahnfahrten als besonders erholend empfand. Da schlief er sich gründlich aus. Ja, selbst beim Zahnziehen empfand er nur ein „leichtes Kribbeln“, so daß er nicht begriff, daß andere Leute so ungern zum Zahnarzt gehen. Wie leistungsfähig sein Körper gewesen ist, zeigt ein Tagewerk des fast Siebzigjährigen, das ich mir damals notiert habe: Frühmorgens Schreibtisch, dann eine kampfreiche Sitzung der Stadtsynode, dann in wenigen Minuten ein Teller Suppe, Reichstagsitzung, ein Kaffee der ge-

samten Berufsarbeiterschaft der Stadtmission mit Familien, dann irgendwo Teilnahme an einem Vortrage Bodelschwings, dann eigener Vortrag in einem positiven Parochialverein und endlich parlamentarischer Abend beim Grafen Posadowsky. Am nächsten Morgen frisch! — In der Zeit der schlimmsten Kämpfe wurde ihm einmal mit der Post sein Todesurteil mit genauer Datierung gesandt. Nach einigen Wochen fragte er seine Frau, ob sie nicht wisse, wann das sein sollte. Man suchte den Brief und fand, daß der Termin schon verstrichen sei. Die Drohung hatte ihm keine unruhige Sekunde bereitet. — Schmunzelnd erzählte er bisweilen, daß ein einziger Faustschlag gegen ihn geführt sei, aber der habe den Rücken Kögels getroffen, den man mit ihm verwechselt hatte. —

In seiner Lebenshaltung huldigte Stoecker, der durch seine Frau wohlhabend war, dem Grundsatz: unter seinem Stande essen, nach seinem Stande sich kleiden, über seinem Stande wohnen. Die „Villa Stoecker“ war ein Mittelpunkt edler Geselligkeit, aber „Diners“, bei denen das Essen die Hauptsache ist, wurden grundsätzlich nicht gegeben. Stoeckers Ehe war kinderlos, aber unendlich glücklich, allertiefsten Reichthums voll. —

Der urgesunden Art Stoeckers entsprach auch sein fröhlicher Humor. Wie herzlich konnte er lachen, wie behaglich scherzend plaudern! Jahrelang war er mit giftigstem Haß von dem Witzblatt „Der Kladderadatsch“ verfolgt worden, in immer neuen Zerrbildern. Aber wie vergnügt konnte er von jenem Münchener Gepäckträger erzählen, der ihn auf dem Bahnhofe „Herr Hofprediger!“ anredete. „Woher kennen Sie mich denn?“ — „Na, Ihna kennt man doch aus'm Kladderadatsch!“ —

Gern erzählte er auch die Geschichte von jenem Schuster, der nach dem Urteil Stoeckers, des alten Kaisers u. a. m. der einzige seines Fachs in Berlin gewesen sein soll, der wirklich brauchbare Stiefel zu machen verstand. Eines Tages wird dem Hofprediger eine Dame gemeldet, die als radikale Frauenrechtlerin ihn oft politisch wütend angegriffen hatte. Verwundert empfängt er sie. In großer Verlegenheit berichtet sie, daß sie nur Stiefel von jenem Schuhmacher tragen könne, aber er habe es abgelehnt, weiter für sie zu arbeiten, weil sie „seinen lieben Hofprediger Stoecker“ so schroff angegriffen habe. Auf ihr Flehen hin habe er die Arbeit davon abhängig gemacht, ob Stoecker ihm die schriftliche Erlaubnis dazu geben würde. Was er fröhlich getan hat. —

Als wir einmal auf seinem Reintaler Hof beisammen saßen, machte ich auf den in der Zeitung erwähnten Namen eines Pfarrers Gummi aufmerksam. Da lachte der Alte: „Das hätte für mich nicht gepaßt. Da ist doch der Name Stoecker für mich richtiger.“ —

Sein kräftiger Humor ist ihm natürlich gerade in den Volksversammlungen sehr zu statten gekommen, auch in den schlagfertigen Antworten auf Zwischenrufe. —

In der Gesellschaft war Stoecker ein glänzender, überaus interessanter Plauderer — wohl immer der beherrschende Mittelpunkt des Kreises. —

* * *

Man spricht von dem Optimismus Stoeckers, und mit Recht. „Pessimist ist der einzige Mist, auf dem nichts wächst,“ sagte er gern. Allzu optimistisch war er freilich oft in der Raschheit und Unbesonnenheit seines Handelns

und seines Vertrauens zu leider bisweilen durchaus unwürdigen Menschen. Das hat ihm viel Leid eingetragen.

Aber tiefer kennzeichnet ihn doch jener Optimismus, der nichts anderes ist als ein kühner Christenglauben. „Wenn es gilt,“ — sagt er einmal — „im Volks- und Weltleben ein Neues zu pflügen, muß doch statt des Rechnens ein Glauben herrschen, ein freudiges Zugreifen und ein frisches Wagen.“ Und ein andermal: „Warum sind so viele in unseren Tagen, die es nicht mehr glauben können, daß Gott diesen großen Berg kirchlicher Verwahrlosung, tiefen Unglaubens, ins Meer versenken kann? Ich glaube es!“ —

Wie ernst er die Dinge dennoch ansah, beweist ja sein ganzer Kampf, all sein Dienen und Rufen. Wie sorgenvoll sprach er immer wieder von jenem traurigen Prozeß der Entkirchlichung, Entchristlichung, Entsittlichung (auf diese Reihenfolge legte er Wert), in dem unser deutsches Volk stehe! In der letzten Zeit seiner Stadtmissionsleitung sprachen wir in der Vorstandssitzung einmal über einen Vater, der sich über den Tod seines einzigen Jungen nicht trösten konnte. Da fuhr der alte Stoecker auf: „Er soll sich freuen, daß sein Junge heimgeholt ist; denn so werden dem entsetzliche Dinge erspart, durch die unser Volk hindurchgehen muß!“ —

Oft hat man Stoecker vorgeworfen, daß er ehrgeizig gewesen sei. Ich habe ihn in den Jahren seines Glanzes nicht gekannt. Man sagt mir, daß er damals ein recht kräftiges Selbstbewußtsein gezeigt habe. Aber das ist doch

etwas ganz anderes als Ehrgeiz. Mir genügt als Antwort auf diese Frage ein kleines Erlebnis. Wir saßen auf dem Reintaler Hof, seinem entzückend gelegenen Bauernhaus in den bayerischen Alpen, plaudernd beisammen. Da sagte er im Laufe des Gespräches: „Man behauptet immer, ich sei ehrgeizig gewesen. Aber ich war es wirklich nicht. Oder hattest du den Eindruck, Menne?“ — zu seiner Frau gewandt. Das war einer der nicht seltenen Augenblicke, wo man in dem greisen Nacken das sah, was viele am wenigsten in ihm vermutet haben und das doch zur Edelreise des Christenmenschen gehört: eine wundervolle Kindlichkeit. —

Seine Herzensdemut zeigt auch ein Wort auf einer Pastoralakonferenz: „Je älter der Christ wird, um so schlechter wird er in seinen eigenen Augen. Aber,“ so fügte er hinzu, „die anderen müssen es sehen, daß es besser mit ihm wird.“ —

Ein Kämpfer freilich war er. An seinem 70. Geburtstag war's. Im Wohnzimmer drängten sich die Glückwünschenden. Eben war die Abordnung des Evangelischen Oberkirchenrats gekommen, und der Vizepräsident Propst v. d. Holtz, Stoeckers alter Gegner, sprach warme Worte des Dankes. Bescheiden wartete in der Tür der Prinz Friedrich Heinrich von Preußen. Stoecker antwortete bewegt. Zwei Worte sind mir in der Erinnerung geblieben. Einmal, daß er sich selbst im Unterschied von den kirchenregimentlichen Herren mit ihrer schweren Amtsrüstung als Franktireur bezeichnete, der nur mit der Davidschleuder bewaffnet sei — und zum anderen dies: „Man sagt mir immer nach, daß ich eine Kämpfernatur sei. Aber das bin ich wirklich nicht. Ich bin der

friedfertigste Mensch von der ganzen Welt. Nur das habe ich wohl von meinem Vater geerbt, der Wachtmeister bei den Halberstädter Kürassieren gewesen ist: wenn ich einen Feind sehe, dann muß ich dreinschlagen!"

* *

Wie war der Ausklang dieses Lebens? Noch den 70. Geburtstag hatte Stoecker in voller Frische und Freude gefeiert, von großer Liebe umrauscht. „Ich weiß nicht,“ sagte er in jener Zeit einmal, „die Haare sind mir weiß geworden, und die Zähne sind mir ausgefallen, aber im Herzen bleibe ich immer fünfzehn Jahre alt!“ — Doch dann zeigten sich bald die Vorboten des Zusammenbruchs seiner körperlichen Kraft. Wir bemerkten es schon seit Monaten mit Sorge. Da kam jener Sonnabend vor dem Totenfest 1906. Zwischen 9 und 10 Uhr abends wurde mir eine Nachricht von Frau Stoecker übermittelt mit der Anfrage, ob ich mich für alle Fälle bereit halten könne, am nächsten Morgen zu predigen. Ihres Mannes Befinden gebe zu größter Sorge Anlaß. Am Sonntagmorgen wurde mir der Bescheid gebracht, daß er doch predigen wolle, aber man hoffe noch, ihn davon abzubringen. Er hatte am Abend vorher plötzlich nicht mehr die rechten Worte für die einfachsten Dinge finden können, ein Zeichen höchstgradiger Verkalkung der Gehirnarterien. Kurz vor 10 Uhr trat dann Stoecker doch in die Sakristei, totenbleich, die Schläfen tief eingefallen. Aber lächelnd sagte er zu mir: „Ich höre, lieber Bruder, daß meine Frau

Sie beunruhigt hat. Aber selbstverständlich predige ich. Ich schulde das doch meiner Gemeinde!" Ich wußte, daß es der Arzt für Selbstmord erklärt hatte, wenn er predigte. Aber alles Bitten war vergeblich. Als ich die Eingangsliturgie bewegten Herzens gelesen hatte, fand ich D. Stoecker auf dem Lehnstuhl sitzend, den Stichwortzettel in der Hand. Er war unruhig, rieb sich die Stirn, trank einen Tropfen Wein, einen Schluck Wasser. Schließlich kniete er lange an dem kleinen Altar nieder. Dann stieg er auf die Kanzel.

Frau Stoecker blieb hängen Herzens in der offenen Sakristei. Ich verständigte mich mit einigen Leutnants, daß wir ihm zuspringen wollten, falls er zusammenbräche.

Aber der alte Prophet verkündete noch einmal das Evangelium. Sein Text war Johannes 17, 24: „Vater, ich will, daß, wo ich bin, auch die bei mir seien, die du mir gegeben hast, daß sie meine Herrlichkeit sehen, die du mir gegeben hast; denn du hast mich geliebt, ehe denn die Welt gegründet war.“ — In meiner Rede an Stoeckers Garge habe ich diese Stunde so geschildert: „Die ersten Sätze waren wohl matter als sonst, aber er wuchs wieder hinein in die alte Kraft, und machtvoll, erschütternd ernst und doch so trostreich legte er noch einmal Zeugnis ab von dem, was sein ganzes Leben erfüllt und bestimmt hat. In sieghafter Glaubensgewißheit, in tiefgegründeter Sterbensfreudigkeit sprach er über des Heilands letzten Willen. Dieses „Ich will“ des Herrn war seiner Gewißheit Grund. Weil Jesus will, werden wir leben, werden wir teilhaben an Seiner Herrlichkeit. Und keine Macht der Welt und kein Tod kann diesen Königswillen Jesu brechen!“

Das ist Stoeckers letzte Predigt gewesen. Er hat es noch einmal versucht, im kleinsten Kreise das Heilige Abendmahl zu reichen, aber ich mußte einspringen, weil es nicht mehr ging. Und qualvoll war sein Versuch, bei dem 70. Geburtstage einer treuen Mitarbeiterin die Tischrede zu halten. Es war herzbeweglich, wenn er mir etwa sagte: „Lieber Bruder, Sie haben nun viel Arbeit, aber ich hoffe, daß ich Ihnen bald wieder helfen kann. Ich muß mich nur noch ein wenig rednerisch üben.“

Die Kraft seines Leibes war gebrochen. Aber um so leuchtender strahlte in den Jahren des Siechtums der christliche Reichtum seiner Seele auf. Wer das miterlebt hat, wird es nie vergessen. Und als es zum Sterben ging, konnte dieser von tausend Feinden geheßte Mann seiner treuen Gemahlin sagen: „Gott hat uns doch ganz eingewickelt in Güte und in Liebe der Menschen.“ — „Ich bin zu schwach, um zu beten,“ flüsterte er einmal. Da sprach seine Frau mit ihm den Vers: „Ich danke Dir von Herzen, o Jesu, liebster Freund, für Deine Todes Schmerzen, da Du's so gut gemeint; ach, gib, daß ich mich halte zu Dir und Deiner Treu“ — und als jetzt der Gattin die Stimme versagte, sprach er allein weiter: „und wenn ich nun erkalte, in Dir mein Ende sei . . .“ In der Nacht sagte er einmal das Wort „Stadtmission“. Des Morgens, oft und stark: „Der Heiland, der Heiland!“ Von „grünen Auen“, von „wunderbarer Herrlichkeit“ flüsterte er. Und als er nicht mehr sprechen konnte, da küßte er seiner herzliebten Frau noch einmal still dankend die Hand. — So ist Stoecker heimgegangen . . .

*

*

*

Und nun — was sollen wir zu alledem sagen? Als ob es auf unser Reden ankäme! Man kann ganz gewiß an dem Dienste dieses Mannes viel Kritik üben: daß er allzu rasch und unbesonnen seinen stürmischen Impulsen folgte; daß er oft hart dreinschlug, so daß die Liebe bisweilen darunter gelitten hat; daß politische Leidenschaft ihn hier oder da zu weit hingerissen hat u. a. m. Aber hätten wir nicht erst dann das Recht zu solcher Kritik, wenn wir in gleich tapferem Kampfe es besser gemacht hätten? Ich glaube, daß wir dem Heldenmut dieses Mannes gegenüber zunächst einmal beschämt und ehrfurchtsvoll schweigen sollen. In jenem Briefe an den Kronprinzen hat es einst Bodelschwingh — im Sommer 1885 — ausgesprochen, wie erstaunlich es sei, daß einem Manne, der mehr als irgend ein anderer seiner Zeitgenossen im öffentlichen Leben gestanden und gekämpft habe, nicht mehr angehängt werden könne als die kleinlichen Vorwürfe, mit denen seine Gegner versuchten, ihn mundtot zu machen.

Man hat ja später allerschwerstes Geschütz der Verleumdung gegen ihn aufgeföhren. Man mag in Dietrich v. Derhens zweibändiger Stoecker-Biographie alle diese quälenden Prozeßberichte lesen. Wer gerecht denkt, wird klar erkennen, daß dem unermüdlichen Kämpfer wohl manche Unbesonnenheit, manche allzu leidenschaftlichen Worte nachzuweisen sind, aber nichts, schlechterdings nichts, was gegen die Wahrhaftigkeit seines Wesens und die Reinheit seines Willens ginge.

Diese längst verklungenen Dissonanzen können wir beiseite lassen. Aber einige grundsätzliche Fragen müssen wir doch stellen, um uns darüber klar zu werden, was Adolf Stoecker uns heute noch zu sagen hat.

Als Stoecker 1890 aus seinem Hofpredigeramte ausschied, ist mein väterlicher Freund, der Forstmeister von Rothkirch, zu ihm gegangen mit der bittenden Frage, ob er nicht jetzt die Politik lassen wolle, um der Evangelist Deutschlands zu werden. Aber Stoecker hat mit einem klaren Nein geantwortet, weil Gott ihm einen anderen Auftrag gegeben habe. Beide Männer haben mir das erzählt.

Und es war Stoeckers Sendung, das soziale Gewissen der evangelischen Christenheit Deutschlands aufzurütteln, Sorger der Seele des deutschen Volkes zu sein. Ob er dieses, in jenem individualistisch-liberalen Zeitalter so über die Massen wichtigen Amtes nicht noch besser hätte walten können, wenn er sich frei gehalten hätte von aller Parteipolitik? Gewiß wäre sein Weg dann sehr viel leichter gewesen; sein Name wäre nicht mit Schmutz beworfen, und, was wesentlicher ist, das Christentum wäre nicht so tief in die staubige Arena häßlichster Parteikämpfe hineingezogen worden. Aber wo sollte der soziale Prophet unter den damaligen Verhältnissen sein Rednerpult finden, wenn nicht im Parlament, in der Presse und in der Volksversammlung? War das erreichbar ohne parteipolitische Bindung? Wer will mit letzter Sicherheit entscheiden, ob der andere, der stillere Weg möglich gewesen wäre? Jedenfalls ist ihn damals niemand gegangen. Stoecker schreibt einmal an Professor Nippold: „In Ihrem Briefe scheiden Sie meine stille von meiner öffentlichen Tätigkeit; ich nach meiner Anschauung von unserem Volksleben vermag das nicht. Was mich zum Agitator gemacht hat, ist lediglich die Wahrnehmung, daß bestimmte Mächte

des öffentlichen Lebens, z. B. Sozialdemokratie, Fortschritt, die liberale und besonders die jüdische Presse, vielen Menschen die Annahme einer christlichen Ueberzeugung erschweren, vielfach unmöglich machen . . . Wie soll dieser Zustand geändert werden? Das ist für mich die Frage. Ihn ändern ist Seelsorge an der Volksseele. Aber durch stilles Wirken wird man darin, wenigstens in Berlin, kaum etwas ausrichten. . .“

Die Pferde waren wild durchgegangen, da sprang ihnen Stoecker mutig entgegen, weil's halt kein anderer tat — so gut er's konnte. Ja, wenn Stoecker einige Jahrzehnte früher gelebt hätte! Oder wenn die damals Lebenden seinen Weitblick und seinen Mut gehabt hätten! Als die Industrialisierung Deutschlands einsetzte und den vierten Stand schuf, mußten diese wachsenden Massen, eines entwurzelten Proletariats Führer zu neuer Entwurzelung haben. Weil trotz Wichern, Gustav Werner u. a. der Staat und die Kirche, die bürgerliche Gesellschaft und die Christen versagt haben, konnten Männer nichtchristlichen Geistes die Führung gewinnen. Aber dafür kann man gewiß nicht den einen, der endlich in die Lücke gesprungen ist, verantwortlich machen!

Stoecker hat den Stier bei den Hörnern gepackt. Der Organisation des Unglaubens und des Umsturzes wollte er eine Organisation des Glaubens und der Königstreue entgegenstellen. Den einzelnen christlichen Arbeiter wollte er in seinem wirtschaftlichen Dasein gegen den oft geradezu ungeheuerlichen Terror der anderen wiederum durch eine Organisation schützen. Es ist schwer, sich der Logik dieser Ge-

danke zu entziehen. Aber so stand er allerdings mitten im Parteikampf.

Daß auch er ein Kind seiner Zeit gewesen ist und darum vieles anders sehen mußte, als wir es heute, nach so ungeheuerem Erleben, tun, ist selbstverständlich. Wer bei ihm fertige Rezepte für unsere Zeit sucht, geht in die Irre. Aber doch erfüllt es sich wunderbar bei ihm, daß ihm seine Werke nachfolgen. Seine Kritiker, zumal in der Nachkriegszeit, haben gern von seinem „Mißerfolg“ gesprochen. Gewiß, ihm ist das herbe Los so manches Propheten zuteil geworden: vieles von seinem Werke ist vor seinen Augen zerbrochen, anderes ist im Abgrund des unseligen November 1918 versunken. Und doch ist sein Leben kein Fehlschlag. Von den vielen einzelnen ganz abgesehen, denen er Führer zu ewigem Reichtum werden durfte, hat er seine Saat nicht vergeblich gestreut. Ob heute ein neuer deutscher Sozialismus erwachen würde ohne seine Lebensarbeit? Mehr noch: gerade dem heute lebenden Geschlecht hat er Wesentlichstes zu sagen! Wer sich als Christ dienend und kämpfend in das gewaltige Neuwerden unserer Tage hineinstellt, das der lebendige Gott unserem Volke nach so langer Nacht schenkt, weiß, daß kein anderer Dienst bedeutender ist für Staat und Volk, als in dieses Neue die ewigen Kräfte des Evangeliums hineinzubeten und hineinzulieben.

Wir stehen nicht im Beginn eines behaglichen Epießbürger-Zeitalters, sondern Jahre liegen vor uns, die harte Kämpfe und herbe Opfer von uns fordern werden, wenn anders nicht alles vergeblich gewesen sein soll. Stoecker sagt einmal im Blick auf das Versagen der evangelischen Kirche dem „Umsturz“ gegenüber: „Hier liegt ein

Fehler zugrunde, der, wenn er auch in unserer deutschen Geistesart begründet ist, doch scharf bekämpft und völlig abgelegt werden muß. Der Deutsche fürchtet den Kampf des öffentlichen Lebens; er ist mutlos. Wir Preußen sind ungemein tapfer gegen den Feind; im Kriege fürchten wir wirklich nur Gott und sonst niemand, aber im bürgerlichen Leben gibt es kaum ein feigeres Volk als das deutsche. Besonders die evangelische Kirche ist des Kampfes gänzlich entwöhnt. Sie hat sich ein scheinbar sehr christliches, in Wirklichkeit sehr bequemes System zurechtgemacht, wonach ihre Glieder nur Liebe üben sollen. Daß Christus gegen die Parteien der Pharisäer und Sadduzäer einen öffentlichen Kampf führte, der ihn binnen drei Jahren ans Kreuz brachte; daß die Apostel allezeit unter voller Rüstung des Geistes standen, um die Kirche zu schützen; die streitbaren Helden Luther und Zwingli vergißt man und hat für die Schäden der Zeit kein anderes Rezept als Geduld. Geht einer einmal andere Wege, so wird er alleingelassen und preisgegeben . . .“

Wir haben seitdem nicht nur den unerhörten Heldennut so vieler unserer Männer im Felde und so vieler unserer Frauen in der Kriegsheimat erlebt — wir haben auch staunend geschaut, wie unbeugsamer Mut zunächst eines Mannes, dann einer kleinen Schar, schließlich unseren Staat in seiner Ganzheit umgeworfen und neugestaltet hat. Soll

die evangelische Kirche im alten Schlandrian bleiben — halbherzig, lau?

Die überaus schmerzlichen und beschämenden kirchlichen Vorgänge in den letzten Jahren und manches andere wären unserer evangelischen Kirche und unserem deutschen Volke erspart worden, wenn man vor fünfzig Jahren auf Adolf Stoeckers Prophetenruf gehört hätte. Aber noch ist es Zeit, ihm zu folgen zu tapferem Dienst im Neuen Deutschland — Gott zu Ehren und Deutschland zum Heil. Gott wolle das in Gnaden walten! —

* * *

Noch einige Stoecker-Worte zum Abschluß:

Zum ersten: „Die Welt ist voll Unruhe; große Bewegungen gehen durch alle Völker, dunkle Leidenschaften rasen wie die Windsbraut über die Erde. Die Furchtsamen fragen: wo ist der Helfer? Auch die Gläubigen verlieren bisweilen den Mut. Nur getrost! Im Herrn ist Hilfe und Sieg. Darum beruhigen sich die Stürme nicht, weil man den Gottessohn nicht zum Schirmherrschaften haben will; man setzt noch immer seine Zuversicht auf äußere Mittel. Aber damit ist nicht geholfen. Erst wenn wir aus tiefstem Herzen Jesum anrufen und Ihn im Schiff haben, dann kann, dann wird, dann muß Friede werden in Ihm, der persönlich unser Friede ist.“ —

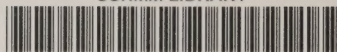
Zum andern: „Gott sei Dank, die Geister sind erwacht. Die soziale Frage . . . hat Fürsten

und Völker ergriffen, sie wird nicht eher zur Ruhe kommen, als bis sie in Liebe beantwortet ist.“ —

Und endlich: „Willst du dich als wahrer Jünger Jesu bewähren, dann mußt du der fluchenden Welt, die sich so gern an den Christen versündigt, segnende Hände entgegenbreiten, mußt nicht bloß gern Unrecht leiden, sondern heilige Liebestat üben und das Unrecht beschämen, mußt Gott nicht bloß bitten: „Herr, behüte mich vor Haß!“ — sondern ihn anflehen: „Herr, gib mir Liebe zu meinen Verfolgern!“ — Haß ist die Waffe des natürlichen Menschen, Liebe die Waffe des Christen. Die christlichen Märtyrer bekehrten ihre Henker durch das Beispiel ihrer vergebenden Geduld; Missionare haben mörderische und menschenfresserische Heiden durch unermüdlige Güte zu Christen gemacht. Sollten wir Christen untereinander im öffentlichen wie im Privatleben, im Parteikampf wie im Meinungsstreit von Gott nicht dieselbe Kraft erbitten können, den Feind zu überwinden? Auch der soziale Umsturz wird nur durch den Beweis des Geistes und der Kraft von seinem Irrtum überführt und durch den Beweis der Liebe und der Wahrheit in seinem Haß entwaffnet werden.“



USHMM LIBRARY



01 0001 0134 2706

